



Von Stefan Hunglinger

„Wer immer“, so schrieb eine Mutter Anfang Juli in einer E-Mail an die taz, „im Familienkreis, unter Freund*innen oder im Beruf Ablehnung mit erlebt, ergreife bitte Partei für das bunte und manchmal auch nackte Leben.“

2019 sei sie auf den Christopher Street Days (CSD), „an Rhein und Ruhr“ unterwegs gewesen, schrieb die Frau aus Hattingen, als stolzer Elternteil eines queeren Kindes, „auch sichtbar durch einen Button“. Gespräche mit Menschen zwischen 13 und 93 Jahren hätten sie damals erschüttert. „Was die Älteren in ihrer Jugend oder deren erwachsene Kinder im sozialen Umfeld erlebt haben, ist absolut nicht vergangen, auch heute werden queere junge Menschen von ihrer Familie ignoriert, ausgegrenzt, verstoßen – teils mit tödlichen Folgen, auf jeden Fall mit schweren Schäden an Leib und Seele.“

Zu den schwierigen „persönlichen“ Situationen, von denen die Leserin schrieb, kommen verschärfte Gesetze hinzu, die weltweit zunehmend die Gruppe der Lesben, Schwulen, Bisexuellen, trans* und inter* Personen (LGBTI*) unter Druck setzen. Im benachbarten Polen (siehe Seite 32), in Russland, den Vereinigten Staaten, in Brasilien, Uganda und der Türkei muss mensch sich um deren Community sorgen.

In Deutschland ist es den Queers zwar gelungen, in einigen Bereichen den Staat auf ihre Seite zu ziehen, doch Gewalt gegen LGBTI*s nimmt auch hier zu. Und nach wie vor steht eine Reform des sogenannten Transsexuellengesetzes und des Adoptionsrechts aus, sind Männer, die Sex mit Männern haben, von der Blutspende ausgeschlossen, sind geschlechtsangleichende Eingriffe bei intersexuellen Menschen ohne informierte Zustimmung der Betroffenen nicht verboten. Nach wie vor müssen Queers der Gesellschaft und der Politik ihre Rechte und ihre Anerkennung abringen – im Alltag, im Verein und an den Feiertagen der Community, auch an Rhein und Ruhr.

Doch fünfzig Jahre nach der ersten Pride-Demonstration in



Eröffnet wurde die CSD-Saison Ende Juni auf der Straße mit der Pride Parade in Berlin Foto: Fabian Sommer/dpa

Kein Schritt zurück

Dieses Jahr markiert eine tiefgreifende Wende für die Veranstaltungen zum Christopher Street Day (CSD) und viele Aktivitäten werden ins Internet verlagert

New York und nach Jahrzehnten ihrer Aneignung weltweit, markiert die Regenbogensaison 2020 eine tiefgreifende Wende. Die Covid-19-Pandemie bedeutet einen Einschnitt für queere Lebensweisen, für die Sichtbarkeit und Organisation der Bewegung. Auch das HI-Virus, seine Geschichten und Traumata kommen durch Corona zurück ins kollektive Bewusstsein. Zeitgleich erinnern Proteste und Debatten zum harten Rassismus in Gesellschaft und Polizei die Bewegung an ihre kämpferischen Wurzeln.

Der Blick zurück und auf die globale Situation von LGBTI*s, der Blick auf die benachbarten sozialen Bewegungen sowie die Einschränkungen durch die Pandemie, lassen das Wesentliche am CSD wieder deutlicher hervortreten. Die CSD-Alternativen

Wann, wie, wo?

Nach der Pride-Parade zum Auftakt folgt in Berlin an diesem Samstag (25. 7.) der CSD – dieses Jahr allerdings nicht als Umzug, der Massen anlockt, sondern als virtuelle Veranstaltung, während der lesbische Dyke* March am selben Tage durch die Straßen zieht. In Hamburg steigt der CSD dagegen eine Woche später als Fahrradkorso (1. 8.). Für den CSD in Dresden am 5. 9. werden die Details noch bekannt gegeben, der in Köln wurde gleich auf den 11. 10. verschoben – man hofft, dass sich die Covid-19-Lage bis dahin etwas entspannt hat. Weitere CSD-Termine unter www.csd-termin.de & csd-deutschland.de.

ativ-Demo, die am 27. Juni als Pride Parade durch Berlin zog, zeigte dies deutlich. Die große CSD-Parade in der Hauptstadt, die im letzten Jahr noch eine Million Menschen auf die Straße lockte wurde dagegen bereits im April abgesagt.

Mehrere Onlinestreams sollen nun am 25. Juli Musik- und Wortbeiträge sowie einzelne physische Aktionen in Berlin übertragen. Zuvor setzte schon der internationale Global Pride und der CSD München auf ein solches Format. Der digitale CSD unter dem Motto „Don't hide your Pride!“ soll auf Youtube, Facebook und Twitch sowie im Fernsehen auf Alex TV zu sehen sein. Auch eine Ausstrahlung im Radio ist geplant.

Ebenfalls am 25. trägt in Berlin der Dyke* March die Forderung nach lesbischer Sichtbar-

keit und Lebensfreude auf die Straße. Unter dem Motto „Wir sind ein Haushalt“ zieht die Demo, zu der traditionell viele mit dem Motorrad kommen, ab 15 Uhr vom Alexanderplatz zum Brandenburger Tor. Die Veranstaltungen rufen dazu auf, Abstand zu wahren und der Verbundenheit mit der Black-Lives-Matter-Bewegung auf Schildern Ausdruck zu geben.

Auch der CSD-Verein in Hamburg setzt auf eine rollende Demo mit Abstand: Am 1. August soll es hier mit Fahrrädern durch das Herz der Stadt gehen. Zum 40. Mal jährt sich damit die Pride Parade in der Hansestadt. Wie beim Dyke* March entfallen allerdings die Abschlusskundgebung und das queere Straßenfest. Das Jubiläumsmotto in Hamburg ist „Keep on fighting. Together“.

Die Kölner*innen haben ihren CSD auf den 11. Oktober verschoben, in der Hoffnung, dass sich bis dahin die Pandemie-Situation weiter entspannt. Schon ab dem 26. September wird es kleinere Community-Veranstaltungen geben. Das übliche Straßenfest wird aber auch hier nicht stattfinden.

In Nürnberg ist das diesjährige Pride-Motto „Queer Europe – Kein Schritt zurück“ seit dem 16. Juli auf über 400 Plakaten im ganzen Stadtgebiet zu lesen. Europäische Solidarität, etwa mit Queers in Polen, soll damit zum Ausdruck gebracht werden. Bereits am 2. August soll eine Regenbogen-Menschenkette durch die Innenstadt die Community sichtbar machen. „Erreichtes ist nicht unantastbar und während andere politische Gruppen Woche für Woche ihre Interessen in Dresden lautstark kommunizieren, wäre es ein verheerendes Signal wenn wir hier resignieren“, erklärt das dortige CSD-Team. Auf den 5. September wurde die Pride deshalb verschoben. Details zur Demo werden die Veranstalter demnächst bekannt geben.

Auch die Freiburger Demo wurde verschoben. Am 19. September soll es dort nun auf die Straße gehen. Die CSD-Vereine von Erfurt, Gera, Jena und Weimar wiederum kooperieren in diesem Jahr erstmals um ein landesweites Pride-Programm und einen gemeinsamen CSD Thüringen auf die Beine zu stellen. Am 17. Oktober soll die Community in Weimar zu einer gemeinsamen Demo unter Wahrung des gebotenen Abstands zusammenkommen.

Eine Premiere stellt auch der Pride Afrique dar, der vom 14.-16. August als Online-Stream stattfindet und nicht nur eine wichtige Selbstvergewisserung für die Community auf dem afrikanischen Kontinent darstellt, sondern auch einen einmaligen Einblick in die Themen und Kämpfe der LGBTI*s vor Ort gewährt. Informationen sowie der Stream finden sich unter www.prideafrique.org. Auch der engagierten Mutter aus Hattingen sei dieser Stream empfohlen. „Vielleicht können auch Sie mithelfen, das bunte Leben zu retten oder leichter zu machen“, hatte sie sich von der taz gewünscht.

Queere Infrastrukturen fördern und erhalten. Schutz vor Gewalt gegen LSBTIQ*. Gleiche Rechte für Regenbogenfamilien und lesbische Mütter. Clubs und Kulturschaffende absichern. Fremdbestimmte OPs an intersexuellen Kindern beenden. Transsexuellengesetz abschaffen, aufarbeiten und Betroffene entschädigen. Gesundheitsversorgung nach eigenem Bedarf für alle. Selbstbestimmten Geschlechtseintrag freigeben. Blutspenden ohne falsche Ausschlüsse ermöglichen. Queersensible Unterbringung und Anhörungsverfahren für Geflüchtete. Diskriminierungsschutz am Arbeitsplatz. Internationale Solidarität mit verfolgten Queers. Für eine kämpferische CSD-Saison, gerade jetzt.

#queersozial

DIE LINKE.
I M B U N D E S T A G

clubs & bars

Ein Normalbetrieb ist noch nicht abzusehen

Berlin: Im 1977 gegründeten SchwuZ gibt es derzeit weder Partys noch einen Clubbetrieb. Deshalb wurde ein Kredit aufgenommen und eine Spendenkampagne gestartet. Rollbergstr. 26, www.schwuz.de. Anderen Clubs in der Hauptstadt geht es ähnlich: Das About Blank (Markgrafendamm 24c, aboutblank.li) versucht als Sektgarten zu überleben, während das legendäre SO36 (Oranienstr. 190, so36.de) auf seiner Webseite schreibt: „Leider ist immer noch nicht abzusehen, wann wir wieder in den normalen Betrieb starten dürfen.“ Beide Clubs freuen sich über Spenden.

Köln: Der Club Artheater ist derzeit geschlossen, hat aber zumindest seinen Außenbereich für Gäste geöffnet. Ehrenfeldgürtel 127, artheater.de.

Frankfurt am Main: Das Bündnis Vielfalt unterstützt die queere Kneipenlandschaft in der Stadt – darunter die seit 1971 existierende Bar La Gata, die derzeit unter Auflagen geöffnet hat. Seehofstr. 3.

München: Der Technoclub Harry Klein ist geschlossen und streamt dafür viermal die Woche. Durch einen Soli-Shop kann der Club finanziell unterstützt werden. Sonnenstr. 8, harrykleinclub.de.

Stuttgart: Wegen Sanierungsarbeiten ist der Kings Club – mit seinen 43 Jahren ist er einer der ältesten queeren Clubs Deutschlands – im Moment geschlossen. Dafür gibt es seit Juli den „Kings Club im Exil“ als Café-Bar – Tanzen ist dort nicht erlaubt. Torstr. 15, www.kingsclub-stuttgart.de.

Augsburg: Der Club Lovepop hat als Getränkegarten ohne Tanzen geöffnet. Am Weber-eck 14a, www.lovepop.info/augsburg.



Die Silverfuture Bar in Berlin kann nur eingeschränkt öffnen
Foto: Hilde Muffel

Mehr Einsamkeit

Für Queers sind ihre Clubs Schutzräume, in denen sie sich frei von Schmähungen entfalten können. Doch wegen der Covid-19-Pandemie finden dort zur Zeit keine Partys statt

Von **Stefan Hochgesand**

Würde man eine – längst überfällige – Serie über queere Menschen in Berlin drehen, müsste eigentlich eine Szene direkt in der ersten Folge im SchwuZ in Neukölln spielen. Freund:innen, die nach einer langen beschissenen Woche im Club zusammenkommen, sich umarmen, Mut zusprechen und dann zu Beyoncé-Songs auf den Tanzboden steigen. Oder die Szene würde im Berlin-Kreuzberger SO36 spielen, auf der queeren Party Gayhane, mit arabischer und türkischer Musik. Oder zu Technobeats im antifaschistischen About Blank am Ostkreuz in Friedrichshain auf der queeren Buttons-Party.

Doch wenn diese Serie im Sommer 2020 spielen würde, würde keine dieser Partys steigen. Vielleicht würde die Serie stattdessen ein sozialisiertes 18-jähriges lesbisches Mädchen zeigen, das, nach einem missglückten Coming-out, missverstanden, emotional misshandelt von ihren Eltern, keinen Ort kennt, an dem sie sich normal fühlen darf und ihre Freundin küssen kann, ohne dass andere (verbal) auf sie einschlagen. Viele Menschen vermissen es zurzeit zu tanzen, doch für viele Queers sind „ihre“ Clubs Schutzräume, also mehr als nur Fun, nämlich so ziemlich die einzigen Orte, an denen sie nicht in der Minderheit und somit potentiellen Schmähungen ausgeliefert sind. Wie oft sieht man ein schwules Pärchen händchenhaltend in der U-Bahn? Ja, dass das selten ist, hat Gründe, und sie sind traumatisch. Die Orte, die dann der Seele guttun, gibt es freilich nicht nur in Berlin.

Queers gehen zu „Let’s Go Queer“ in den Schlachthof Wiesbaden, zur Lovepop ins White Noise (Stuttgart), zu „Garry Klein“ ins Harry Klein (München) ins Artheater (Köln) oder ins Institut für Zukunft (Leipzig). Nirgendwo dort finden aber zurzeit Partys statt. Schlimmer noch: Je nachdem wie lang die Clubs keine Einnahmen haben, werden einige oder gar viele davon bankrottgehen. Das SchwuZ hat laut Geschäfts-

führung bisher keine Hilfen vom Staat erhalten und sich deshalb im Juni einen Kredit von 300.000 Euro genommen. „Der reicht jedoch nur bis Ende November“, sagt Geschäftsführer Marcel Weber. „Danach ist Schluss.“ Zumindest wenn der Staat nicht doch noch hilft. Was würde ein solches Ende bedeuten?

Nanette vom SO36, wo es zurzeit nicht rosiger aussieht, bringt es auf den Punkt: „Katastrophe! Tendenzen in Richtung weniger Sichtbarkeit, mehr Einsamkeit, weniger Begegnung, weniger Austausch und, in einigen Fällen, keine Möglichkeit, kein Raum mehr, das eigene wirklich empfundene Ich auch leben zu können.“ Eli vom About Blank pflichtet bei: „Die aktuelle Krise trifft nicht alle von uns gleich: Zuvor marginalisierte und diskriminierte Gruppen haben es nun doppelt und dreifach schwer.“

Um die Kurve zu kriegen, eher emotional als finanziell, haben

persönliche Coming-out-Begleiterin.“ Chefredakteur Kai Noll pflichtet bei: „Bei queeren Medien generell und bei der Siegesssäule im Besonderen geht es ja immer auch um Sichtbarmachung marginalisierter gesellschaftlicher Gruppen. Heißt, die politische, gesellschaftliche und emotionale Relevanz ist eine ganz andere als bei vielen Mainstream-Medien.“ Sollten die queeren Institutionen pleitegehen, „fangen wir wieder in den 70er Jahren an“, sagt Manuela Kay.

Doch es gibt immerhin erstaunlich viel Solidarität. In Frankfurt am Main versucht das Bündnis Vielfalt die queere Kneipenlandschaft zu retten, samt der wohl ältesten lesbischen Bar Europas, dem La Gata. Kiez-Nachbar:innen vom SO36 stecken SO36-Fanartikel, verkaufen sie und spenden die Erlöse. Viel Mut machen kann das, wenn man mit Menschen wie der (übrigens hetero) LGBT-Aktivistin Laura Halding-Hoppenheit spricht, Kommunalpolitikerin für Die Linke in Stuttgart, geehrt mit dem Bundesverdienstkreuz.

Die aktuelle Krise trifft diskriminierte Gruppen doppelt und dreifach

Halding-Hoppenheit ist auch Gastwirtin und schmeißt als solche den Kings Club, der mit seinen 43 Jahren einer der ältesten queeren Clubs des Landes ist. Zurzeit macht sie eine Bar, den „King Club im Exil“. Und diese Frau, Jahrgang, 1942, sie überschlägt sich geradezu vor Begeisterung, wie solidarisch dort alle Gäste seien: „Ich bin so von stolz, wie niemand hier tanzt oder provoziert, sondern alle Abstand zueinander halten, aus Respekt und Liebe. Musste erst Corona kommen, damit die Szene wieder zusammenhält?“

Man darf vielleicht auch sagen: Es ist nicht das erste Virus, das die Szene überleben musste. Das Harry Klein aus München streamt viermal die Woche. Und im About Blank soll es im August Performances geben, von der Buttons-Partycrew. Und wird es 2021 wieder queere Clubs geben, in denen dann auch endlich mal eine queere Serie spielen sollte? „Wir haben zwei Glas-kugeln“, sagt Nanette vom SO36. „In der einen ist alles trist und grau. Die andere schillert bunt.“

In Erinnerung an **David Kato Kisile** haben wir den David-Kato-Fonds eingerichtet, um Initiativen zu fördern, die den Kampf gegen Homo- und Trans*-feindlichkeit in Staaten mit Verfolgungsdruck unterstützen. Helft mit Eurer Spende oder Zustiftung. Denn wir gewinnen oder wir verlieren gemeinsam in dieser einen Welt.

„IF WE KEEP ON HIDING THEY WILL SAY WE ARE NOT HERE.“

Hannchen-Mehrzweck-Stiftung
schwul-lesbische Stiftung für queere Bewegungen
info@hms-stiftung.de www.hms-stiftung.de
Spendenkonto DE 39-4505 0967 8610 3200-00

Die LOTTO-Stiftung Berlin unterstützte den eingetragenen Verein „Lesbenberatung Berlin“ mit 150.000 Euro für das Projekt „Queer Refugee Support“ für geflüchtete und asylsuchende Lesben, Schwule, Bisexuelle sowie trans* und inter*geschlechtliche Menschen im Land Berlin.

GUT BERATEN

LOTTO STIFTUNG BERLIN
www.lotto-stiftung-berlin.de

Du hast Konsummacht, ändere die Welt.
Think global fuck local.
fair-toy.de

Das Dilemma der Martina N.

Sind Fragen gar nicht mehr erlaubt? Bei der Erörterung von Transgenderfragen kann einiges falsch laufen – was zur Dämonisierung von queeren Ikonen beitragen kann

Von **Jan Feddersen**

Es waren noch die Jahre Björn Borgs – alle erinnern sich an die Siebziger und die schwedische Tennislegende, mehrfacher Gewinner in Wimbledon. Für mich, eben im Coming-out als schwuler Mann, war eine andere Figur wichtiger, und sie ist es objektiv bis in die heutigen Tage: 1978 gewann sie, die berühmte Martina Navratilova, erstmals das Turnier in England – das Königsturnier dieser Sportart.

Sie war in jeder Hinsicht eine Erscheinung. Sah nicht wie viele ihrer Konkurrentinnen aus, etwa Chris Evert, All-american-Darling ihrer Generation. Die gebürtige Tschechoslowakin verkörperte alles, was eigentlich Sponsoren nicht gefällt. Eine Weiblichkeit der Athletik, der Disziplin, der Unterwerfung unter ihr Ziel, Nummer eins im Tennis zu werden. Keine Schönheit im Sinne lieblich-putziger Heteromännerfantasten, sondern eine kraftvolle Frau, die mit stärkstem Ehrgeiz etwas wollte, was nur mit Verzicht (auf fette Burger, auf zuckerhaltige Getränke; heute ist sie Veganerin) und Willen (die Steigerung

von hartem Training? – härteres Training!)

Sie war unerschrocken in ihrer aktiven Zeit: Setzte, als lesbische Sportlerin, ihre jeweiligen Lebensgefährtinnen in die Anhängerkabine, dort, wo das Fernsehen den Stab einer Spielerin erkennt, Trainer und eben Angehörige. Sie, die nach der Flucht aus ihrer muffigen realsozialistischen Heimat US-Bürgerin werden wollte, war sehr früh eine queere Heldin, natürlich auch für schwule Männer und ohnehin für Transgender-Leute. Denn ihr wichtigster Trainer Anfang der Achtziger war Renée Richards, ein früherer Tennisspieler und jetzt – Spielerin, Coach, der seine Transition ins andere Geschlecht erst weit nach der Pubertät begann.

Die Navratilova war darüber hinaus, anders als ihre Kolleginnen Hanna Mandlikova, Jana Novotna oder gar die einstige Nummer eins Billie Jean King, auch nach der sportlichen Karriere couragiert: Engagierte sich für die LGBTIQ*-Community, unterstützte alle möglichen Projekte, auch den Kampf um die Ehe für alle. Als der US-Staat Colorado vor vielen Jahren

Queeres Vorbild oder transphob? Martina Navratilova (l.), hier mit ihrem Coach Renée Richards 1981
Foto: Sportfoto-dienst/imago



eine Volksabstimmung für die Gleichstellung Homosexueller im Eherecht anberaumt und die Heterosexuellen siegen, sagte Navratilova nur kühl, na, dann werde sie aus Colorado wegziehen – dann habe der Bundesstaat ihre Steuern, die sie dort bezahlte, nicht nötig. Man sieht: Navratilova wusste mit den kapitalistischen Pfunden zu wuchern – sie hatte es ja –, sie war politisch im besten Sinne.

In diesem Herbst wird sie natürlich Joe Biden wählen, weil sie Trump verabscheut – er ist für sie kein echter Amerikaner – und weil sie ohnehin weiß, wie politische Allianzen gehen: ein

Vorbild auch für Jüngere – sie kämpfte und jammerte nie. Ging ein Ball verloren – dann drohte sie umso beherzter den nächsten Ball mit fiesester Eleganz ins Feld der Gegnerin.

Und doch: Inzwischen ist sie für jüngere, identitätsbewusste Personen der LGBTIQ*-Community eine Persona non grata, aus einer Online-Hall-of-Fame ist Navratilova inzwischen entfernt worden – weil sie als „transphob“ geächtet wurde. Der Vorfall: Die Sportlerin ist keineswegs gegen Trans*frauen, wenn sie aber ihre Transition ohne hormonelle und medizinische Eingriffe nur erklären, seien

sie als Konkurrentinnen nicht akzeptabel – denn sie verfügten nach wie vor über eine männliche Physis, und die sei stärker als der durchschnittliche weibliche. Trans*frauen, die von männlichster Körperlichkeit sind, seien, so Navratilova, mit Frauensport nicht kompatibel.

Die ganze Geschichte hat noch mehr Verwicklungen, wichtig hier ist zu sagen: Ist es ernsthaft transphob, wenn eine Trans*alliierte wie Navratilova (siehe: Renée Richards, die sich mit ihrem früheren Schützling umgehend solidarisierte) darauf verweist, dass Trans*frauen ohne körperliche Transition den

Frauensport faktisch kaputt-sporteln? Fragen über Fragen – für viele queere Jahre im intellektuellen Kosmos: Darf man sich etwa wünschen, dass jene, die „transphob“ schreien, es sich nicht mit allen verderben? Und sollte die Frage nicht statthaft sein, dass sich Frauen im Sport – nach langen Kämpfen um die Gleichberechtigung mit Männern – bedroht fühlen durch Trans*frauen, die körperlich noch im Männermodus sind?

Martina Navratilova, sie war die Mutigste von allen; sie war eine Ikone und ist es noch immer. Manche Sockelstürze tragen Giftiges in sich.

gleichklang.de
natürlich Liebe und Freundschaft

In einer Welt **in der die**
Toleranz endet **wo die**
Vorurteile beginnen
solltest Du nicht allein sein
sondern sie gemeinsam
verbessern!
Liebe ist vielgestaltig:
verschiedene geschlechtliche, individuelle und sexuelle Identitäten, monogame, nicht-monogame und polyamoröse Beziehungsformen

» www.gleichklang.de

Auf Gleichklang.de findest Du **Partner, Freunde und Seelenverwandte**, die so denken wie du.

Die Rechten gegen einen Liberalen

Während Duda weiter hetzt, hat Warschau eine queere Charta

Es war ein knappes Ergebnis, doch am Ende gewann Präsident Andrzej Duda von der nationalkonservativen Regierungspartei PiS am 12. Juli die Wahl gegen Warschaus liberalen Bürgermeister Rafal Trzaskowski. Für die LGBTI*-Community Polens bedeutet das nichts Gutes. Denn die Ablehnung queerer Menschen war eines der zentralen Themen in Dudas Wahlkampf. Für die Rechte von Lesben, Schwulen, Bisexuellen und Transgendern einzustehen sei eine schlimmere „Ideologie“ als der Kommunismus, sagte er unter anderem. Trzaskowski war dagegen maßgeblich daran beteiligt, dass sich die Hauptstadt Warschau eine queere Charta verordnet hat – was für die liberalen Szenen des Landes der Goldstandard bleibt.

Denn queere Kulturen existieren in Polen trotz aller Anfeindungen besonders in Warschau, Posen, Lodz, Breslau und Danzig seit Jahren – es gibt queere Kneipen, aber auch Galerien, Theater und Bars. Die Eingetragene Lebenspartnerschaft oder gar die Ehe für alle lehnt die herrschende Partei PiS allerdings weiter strikt ab. Verschiedene Versuche polnischer Gemeinden, sich zur LGBTI*-freien Zone zu erklären, haben polnische Gerichte indes vereitelt. Auch Bürgermeister:innen deutscher Städte, die mit polnischen Gemeinden Städtepartnerschaften pflegen, haben die Markierung als LGBTI*-frei heftig kritisiert.

Einen Tag nach der Wiederwahl ruderte auch Präsident Duda zurück: Auf seine feindseligen Äußerungen über die LGBTI*-Gemeinde angesprochen, sagte er in einem Telefongespräch, er habe „riesigen Respekt vor jedem menschlichen Wesen“. Dumm nur, dass Duda dabei auf den russischen Komiker Wladimir Kusnezow reingefallen war. Der hatte sich als UN-Generalsekretär António Guterres ausgegeben und Duda mit kritischen Fragen gelöchert. (jaf, os)



Leiser Protest: Demo der Warschauer LGBTI*-Community zu den Wahlen
Foto: Czarek Sokolowski/ap

„Die queere Öffentlichkeit kann nicht zerstört werden“

Durch die Wiederwahl des Präsidenten Andrzej Duda stehen der LGBTI*-Szene Polens harte Jahre bevor. Philosoph Tomasz Kitlinski hofft auf die Kulturarbeit und Kooperationen

Freiräume retten, queere Strukturen stärken!
Sichtbarkeit – hier und weltweit. **DIE LINKE.**

CSD IN NRW
WO SIND DENN ALLE?
Wir sind nicht auf der Straße, sondern online! 2020 können wir leider nicht alle gemeinsam feiern und demonstrieren, aber wir können trotzdem sichtbar sein für LSBTIQ* Rechte und gegen Diskriminierung. Sei dabei und zeig dich mit einem Post zum CSD in deiner Stadt unter den Hashtags #csdnrw2020 #andersundgleich



Interview **Jan Feddersen**

taz: Herr Kitlinski, Sie kämpfen schon viele Jahre in Ihrem Heimatland insbesondere um LGBTI*-Rechte. Was bedeutet das Resultat der polnischen Präsidentschaftswahlen für die queere Szene?

Tomasz Kitlinski: Nichts als eine totale Katastrophe. Einerseits, denn der sehr knapp gewählte alte und neue Präsident hat sich ja in seinem Wahlkampf explizit gegen queere Menschen positioniert. Andererseits, das mag paradox klingen: Das Ergebnis von Anfang Juli stimmt uns auch optimistisch – weil es bedeutet, dass unser kreativer Kampf um Menschenrechte, Liebe und Demokratie nicht resonanzlos blieb, im Gegenteil.

Womit hat Andrzej Duda agiert?

Er hat uns mit seiner Kampagne entmenschlicht. Menschenrechte für uns seien Idiotismen, sagte etwa der Spitzenabgeordnete der regierenden Partei PiS, Przemyslaw Czarnek. Was mich besorgt, ist, dass der Sieg Dudas wie eine Schockwelle für autoritär geführte Länder Ungarn, Russland und die Türkei wirken könnte – wie eine Ermutigung für Orban, Putin und Erdoğan.

Und wie gehen Sie persönlich mit weiteren fünf Jahren eines PiS-Präsidenten um?
Indem ich mir folgende Frage stelle: Wo ist die Zivilgesellschaft Polens? In der LGBTI*-Gemeinschaft! Und wo ist das „Gewissen der Menschheit“? In uns! In meinen Freund*innen, in allen, die eine freie Gesellschaft wollen.

Gibt es nach einigen Jahren an PiS-Regierung überhaupt noch eine queere Infrastruktur und Öffentlichkeit?
Die lokale Kultur ist die LGBTI*-Szene – die lokale, die mit der internationalen eng verbunden ist. Trotz vieler Bemühungen, ja, horriblen Wünschen der PiS-Politiker kann sie nicht zer-

stört werden. Wir sind miteinander verbunden, wir bilden die Zivilitation in meinem Land.

Wie zeigt sich diese Kultur?

Die Kulturarbeit ist die wichtigste für eine*n Outsider*in. Polen hat eine lange Tradition der LGBTI*-Ausstellungen, bei manchen war mein Mann Pawel Leszkowicz Kurator: „Sollen sie uns doch sehen“, „Liebe und Demokratie“, „Ars Homo Erotica“ und „Liebe ist Liebe“ – so hießen die Projekte. Derzeit kann man in der Lubliner Galerie Labirynt die Ausstellung „Wir sind Leute“ gegen die Dehumanisierung während der Kampagne sehen, kuratiert von Waldemar Tarczuk.

Und politische Gruppen?

Auch NGOs sind sehr aktiv: Grupa Stonewall, Kampagne gegen Homophobie, „Liebe soll inklusiv sein“, die „Fundacja Marsz Równości w...“ Und an polnischen Universitäten werden Queer Studies angeboten. An der Adam-Mickiewicz-Universität in Posen gibt es sogar eine Vereinigung von Lehrenden und Forschenden aus dem queeren Spektrum.

Und das antiqueere Spektrum?

Das hat jetzt noch viele Jahre Zeit, sein Werk fortzusetzen – uns unhörbar zu machen, ja, manche fantasieren sogar, uns auszulöschen, wie das auch im Russland Wladimir Putins passieren soll. Homophobie führen ihren Krieg mit juristischen Waffen – etwa die LGBTI*-phobische Gruppe „Ordo Iuris“, die die Filmregisseurin Agnieszka Holland verklagt hat. Auch mir droht eine Strafanzeige, ich könnte mit zwei Jahren rechnen, weil ich mich gegen einen antisemitischen, frauenfeindlichen, antukrainischen, islamfeindlichen und homophoben Politiker ausgesprochen habe.

Wer war das?

Przemyslaw Czarnek, Gouverneur der Region Lublin. Lublin ist die Stadt, in der ich lebe und

an der Maria-Sklodowska-Curie-Universität lehre und forsche. Ich bin Spezialist für politische Philosophie, und ich habe es gewagt, mich offen gegen die Hassreden dieses extremen Politikers auszusprechen, der die regierende rechte PiS-Partei vertritt. Ich bin in der konservativen Region zum Sündenbock für alle progressiven Anliegen gemacht worden, die von den Ultranationalisten verachtet werden. Und ich fühle mich persönlich bedroht. Indem sie mich beschuldigen, wollen sie auch ein Signal der Intoleranz an die breite Bevölkerung senden.

Was war passiert?

Am 12. Oktober vorigen Jahres wurde Herrn Czarnek die Medaille Amicis Universitatis Mariae Curie-Sklodowska verliehen. Diese prestigeträchtige Auszeichnung wurde also einem Beamten verliehen, der sich offen gegen Ukrainer und Muslime ausspricht, Geschlecht als Ideologie darstellt, zu Rassismus, Fremdenfeindlichkeit und insbesondere Homophobie aufruft. Er war maßgeblich an der Erklärung der Region Lublin zur LGBTI*-freien Zone beteiligt. Ich musste, sonst hätte ich nicht mehr ruhig schlafen können, meine Ablehnung seiner Ideologie des Hasses offen erklären.

Sie hätten auch ruhig bleiben können.

Und genau das wollte ich nicht – zu schweigen nutzt den Homophoben, weil sie denken, dass sie mit ihrem Hass durchkommen. Ich schrieb einen öffentlichen Brief, in dem ich Czarneks intolerante, bigotterie Ansichten zitierte, und ich stellte auch die Entscheidung des Universitätspräsidenten in Frage, diesen Politiker aufgrund seiner obligatorischen öffentlichen Geldspenden an die Universität zu ehren. **Können sich in Polen zwei Männer oder Frauen öffentlich Hand in Hand zeigen?**
Nein, keine Diskussion, nein.

Sollte es ein Strafdelikt des Hassverbrechens geben?

Dies ist die wichtigste Frage, gewichtiger als die Frage der Lebenspartnerschaft oder der Ehe für alle – obwohl ich immer darauf bestanden habe, dass für uns nur die Ehe als Ziel in Frage kommt, die Lebenspartnerschaft markiert ja eine Art Ersatz. Ein Delikt „Hassverbrechen“ wäre relevant – aber das mache ich mir keine Illusionen: Das wird es zu unseren Gunsten und anderer Bedrohter in Polen nicht geben, solange die PiS die Fäden in der Hand hält.

Was erwarten Sie von liberalen Ländern wie Deutschland?

Kooperationen wie vor Jahren, als aus Berlin queere Menschen kamen, um am CSD teilzunehmen. Wir benötigen Zusammenarbeit mit Universitäten, mit zivilgesellschaftlichen Projekten – und wir brauchen Besuche, sodass wir nicht allein bleiben. Gastfreundschaft ist schließlich eine Tradition in meinem Polen.



Foto: priat

Tomasz Kitlinski

Jahrgang 1965, ist politischer Philosoph, Studium u. a. in Paris bei Julia Kristeva. Er ist politisch im linksgrünen Spektrum aktivistisch unterwegs und lebt in der westpolnischen Stadt Lublin. Verheiratet (nach britischem Recht) mit dem Künstler und Kurator Pawel Leszkowski. In den mittleren nuller Jahren brachten sie das klerikal-ultrakonservative Establishment ihres Landes gegen sich auf, als sie mit anderen die Plakataktion „Sollen sie uns doch sehen“ lancierten – ein Selbstouting in tatsächlich riskantester Umgebung.